

Berichte zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung von Weigelsdorf

Einzug der Roten Armee am 8.Mai 1945

Polnisches Regime ab August 1945

Vertreibung in drei Transporten ab April bis August 1946

Ehemalige Weigelsdorfer erinnern sich:

Erinnerungen von Frau Gerda Süßmann geb. Niepold

Erinnerungen von Frau Elfriede Großer geb. Hermann

Erinnerungen von Frau Erna Weiland geb. Schmidt

Erinnerungen von Frau Gerda Süßmann geb. Niepold:

Januar 1945. Der Krieg ging seinem Ende entgegen. Es lief schon alles drunter und drüber. Die Flüchtlinge aus Oberschlesien überfluteten unser Dorf. Auch meine Tante mit Familie kamen von dort bei uns an. Breslau, 60 km von uns entfernt, war zur Festung erklärt worden. An einem Wintertag mit viel Schnee kam mein Sohn am 23. Januar 1945 um 20.00 Uhr zur Welt. Er wird Hartmut heißen. Weil Strom und Gas schon ausgefallen waren, ging die Geburt bei Kerzenschein vonstatten. Auch das Backen war unter diesen Umständen ein Abenteuer. Da wir befürchteten selbst bald flüchten zu müssen, wurde schnell noch das Schwein geschlachtet. So gab es im Wochenbett sogar schlesisches Wellfleisch. Die Hebamme sagte: "Wenn wir doch nur noch fünf Tage bleiben könnten, damit wir Mutter

und Kind auf einem Wagen mitbekommen können." Aber da sich die Russen mit Breslau beschäftigten, nicht erobern konnten, blieb unser Gebirgstreifen entlang der Sudeten von der Flucht noch verschont. Allerdings sollten die Mütter mit kleinen Kindern Mitte Februar die Heimat in Richtung Tschechei verlassen. Mit Hartmut im Kinderwagen stand auch ich schon auf der Straße. Aber im letzten Moment hat es mein Vater doch noch verhindert. Meine Freundin Hannchen R., die auch ein Baby hatte, ist mit dem Kind in die Tschechei geflüchtet. Ihr Kind ist an den Strapazen gestorben. Die Flüchtlinge, die aus Oberschlesien und von rechts der Oder bei uns durchkamen, legten ihre toten Kinder auf die Friedhofsmauer, bevor sie weiterzogen. So blieben wir lieber alle zusammen daheim und hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf. Ende Februar wurde Hartmut getauft. Es war wieder ein denkwürdiger Tag. Die Russen hatten Liegnitz, ca. 70 km von uns, besetzt. Die Front kam immer näher und die Angst wurde immer größer. Am 6. Mai musste Breslau kapitulieren, und nach dem Waffenstillstand am 8. Mai zogen die Russen hinter unserer Wehrmacht, die bisher an der Zobtenfront standhalten konnte, bei uns in Weigelsdorf ein. Wir Deutschen waren Freiwild für sie. Als Frau traute man sich nicht nach draußen. So hat mein Vater seinen Enkel im Kinderwagen spazieren gefahren, damit er an die Luft kam. Die Russen fragten dann oft, ob es sein Kind wäre. Einer von ihnen wollte ihn sogar dem Opa abkaufen. Am schlimmsten war es aber, wenn sie betrunken waren. An einem schönen Sommerabend, wir hatten uns wieder einmal im Haus verschanzt, klopfen sie fürchterlich gegen die Haustür und schrien laut nach Klebba (Brot). Opa rief vom Fenster hinunter, das keines mehr da sei. Da schossen sie auf ihn. Meine Mutter stand mit Hartmut auf dem Arm hinter ihm. Ich selbst und meine Tante waren durch ein anderes Fenster auf das Schuppendach geflüchtet. Als ich die Schüsse hörte, erschrak ich und weinte fürchterlich, weil ich dachte, dass sie Vater und mein Kind erschossen hätten. Zum Glück hatten sie nicht getroffen oder nur in die Luft geschossen. Gottseidank war es wieder einmal gut abgegangen. So mussten wir in Sorge und Angst weiterleben, ungewiss, was die nächste Stunde, der nächste Tag bringen würde. Nach einem Vierteljahr, im August 1945, wurden wir von den Polen übernommen. Von der Konferenz der Siegerstaaten in Potsdam und deren Bestimmungen, dass Schlesien an Polen abgetreten und wir ausgewiesen werden sollten, hatten wir in Weigelsdorf noch nichts erfahren. Wir mussten weiße Armbinden tragen und durften nach Einbruch der Dunkelheit das Haus nicht mehr verlassen. Nun fingen die Verschleppungen an. Sehr erschreckend und beschämend war, dass Deutsche

auch von Deutschen denunziert wurden. Unser Lehrer und Schulleiter Herr Ernst Bintig wurde als erster abgeholt. Eines Tages überfiel eine große Meute polnische Miliz auch uns. Mein Vater sollte verhaftet werden. Es gab einen erbitterten Kampf. Vater verstand es durch einen Trick zu entkommen. Gegenüber von uns, im Saal des Gasthauses Dierig, waren im Krieg erst Kriegsgefangene, ganz zuletzt auch Juden untergebracht. Denen haben wir oft ab und zu etwas zugesteckt. Einer von ihnen befand sich noch in Weigelsdorf und hat unseren Vater dann entlastet. So konnte er der Verschleppung entgehen. Der große Schreck blieb nicht ohne Folgen. Vater bekam eine Gelbsucht und kam ins Krankenhaus. Vom Arzt schon fast aufgegeben, schaffte er es doch noch die Krankheit zu überstehen. Obwohl die Polen alle Gewalt im Dorfe übernommen hatten, gab es keinerlei Organisation der Lebensumstände. Die Polen suchten das was sie brauchten und was ihnen gefiel bei uns Deutschen und nahmen es einfach mit. Wir Deutschen mussten sehen wie wir mit unserer Ernährung und den anderen Dingen des Lebens zurechtkamen. Wir hatten uns zwei Ziegen, Schweine, Hühner, Gänse und Kaninchen angeschafft. Von den Bauern erstanden wir unter der Hand einen Sack Getreide, welches geschrotet und davon dann gegessen wurde. Unsere Frau Pastor hatte im Pfarrhaus Lampersdorf in einer Kammer eine Kuh versteckt. Ich durfte mir von ihr ab und zu eine Flasche Milch holen, da die Ziegenmilch auf die Dauer für Hartmut nicht gut war. Dies musste natürlich unauffällig geschehen. So habe ich mir die Flasche immer um den Hals gehängt und unter dem Mantel versteckt nach Hause getragen. Ein Tag verlief so traurig wie der andere. Die polnische Miliz war Herr im Dorf und waltete nach eigenen Gesetzen. Im Januar 1946 erfolgte der nächste Schritt. Ein polnischer Bäcker, der sehr gut deutsch sprach, warf uns alle aus allem hinaus. Er übernahm mit seiner Familie unsere schöne Wohnung mit allem Inventar und auch die Bäckerei. Auf den Meisterbrief meines Vaters, der eingerahmt im Laden hing, wurde der polnische Adler geklebt. Wir wurden auf andere Räume im Haus verteilt, wo ja auch noch die anderen Hausbewohner wohnten. Vater bekam das Lehrlingszimmer und arbeitet jetzt in seiner eigenen Bäckerei als Geselle. Obwohl wir alle mitarbeiten mussten, bekamen wir kaum etwas dafür. Alles wurde abgezählt. Zum Kohlenschuppen hatten wir noch einen zweiten Schlüssel. Als der Pole einmal außer Haus war, stahlen wir unsere eigenen Briketts, damit Hartmut wieder einmal gebadet werden konnte. In der Folgezeit geschahen dann noch so viele scheußliche Dinge, die man gar nicht alle schildern kann.

Am 16. April 1946 kam dann der Donnerschlag. Es hatte sich ja nun mit der Zeit herumgesprochen, dass Schlesien an Polen abgetreten und die deutsche Bevölkerung ausgewiesen wird. Wir konnten erst nicht glauben, dass so etwas möglich wäre. Die Ereignisse in anderen Orten belehrten uns eines besseren. Nun kamen wir an die Reihe. An diesem Tag, abends gegen 21 Uhr, kam die Miliz mit dem Befehl dass wir am nächsten Morgen um 6 Uhr abmarschbereit sein müssten. Was konnte man in einer Nacht viel vorbereiten? Was noch zur Hand war, wurde in Säcke gestopft. Ein Reisekorb wurde mit Brot gefüllt, das uns der Pole überließ, vielleicht mit dem Hintergedanken, dass wir so in dem Reisekorb keine anderen Dinge mitnehmen konnten. Brot konnte er sich ja wieder genug backen. Vielleicht war es aber auch so vernünftiger, wir wussten ja nicht, ob und wann wir wieder etwas zu essen bekommen würden. So brach der 17. April an. Es war ein Mittwoch, ein schöner Frühlingstag. Wir mussten zu Fuß die 14 km bis in die Kreisstadt Reichenbach laufen. Hartmut lag im Kinderwagen, an dem noch andere Dinge befestigt waren und deshalb wegen Überlastung die Riemen am Wagengestell rissen. Herr K., unser Sattler, konnte den Schaden jedoch mit Schnüren wieder reparieren. Es war ein trauriger Marsch. Immer wieder schauten wir nach unseren Bergen zurück. Auch sonst wurde uns der Marsch sauer. Wir hatten uns drei Mäntel angezogen um viel mitzubekommen. Leider mussten wir bald zwei davon wieder wegwerfen, weil uns die Last zu viel wurde. In Reichenbach wurden wir in eine Schule eingewiesen. In dieser Schule mussten wir die Nacht verbringen. Es gab nichts, worauf wir uns legen konnten. So haben wir uns auf unser letztes Hab und Gut gelegt. Am nächsten Tag ging es los. Erst wurden wir noch auf Wertgegenstände, Geld und Sparkassenbücher durchsucht, die uns abgenommen wurden. Ich hatte in einer kleinen Dose 500 Mark versteckt und sie dann dem Vordermann auf seinen kleinen Leiterwagen zwischen die Sachen gelegt. Ich gedachte, diese nach der Kontrolle wieder an mich zu nehmen. Aber er wurde ganz wo anders hin geleitet und mein Geld war damit weg. Als man mich dann nach den Sparbüchern fragte, habe ich diese freiwillig hingeblättert. Ich hatte immer so große Angst, dass man uns einsperren könnte, wie es vielen anderen ergangen ist. Nun bewegte sich unser Zug in Richtung Bahnhof. Als Wegzehrung erhielten wir eine Kanne Kaffee. Am Bahnhof angekommen, wurden wir zu 30 Personen in einen Güterwaggon verfrachtet. Es gab weder Sitz- noch Liegegelegenheit darin. So waren unsere in Säcke gefüllten Sachen unsere einzige Unterlage. Zum Glück konnten wir noch kurz vor der Abfahrt einen leeren Marmeladeneimer ergattern. Er leistet

uns als Toilette wertvolle Dienste. Gegen Abend setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Es war der 18. April 1946. Leider wussten wir nicht, ob wir nach Osten oder Westen fahren würden. Als wir wieder einmal ganz langsam fuhren, wurde unser Nachbarwaggon überfallen und ausgeplündert. In ihm befand sich auch der katholische Pfarrer von Weigelsdorf, Herr F. In unserem Waggon war ein Schmied, der mit einer irgendwo gefundenen Kette unseren Waggon von innen sichern konnte. Ab und zu wurde angehalten. Wir bekamen etwas zu essen und durften unsere Notdurft verrichten. Da gab es allerdings weder Spül- noch Plumps-Klosetts, sondern nur einen sogenannten "Donnerbalken" um das Geschäft zu erledigen. Einmal saß auch unsere alte Frau Gräfin v. S.-T. neben mir darauf. Auch sie musste all ihre Güter und ihr Schloss den Polen überlassen und nun diese Demütigung erleiden. Ein Lichtblick war, dass wir nun doch gewiss wurden, dass die Fahrt nach Westen ging. Viele hatten befürchtet nach Sibirien verschleppt zu werden. In Kohlfurt wurden wir gezählt und entlaust. Gezählt wurde: Mann, ..Frau,.. Kind,.. Entlaust wurde mit Puder, das mit einer Luftpumpe unter unsere Kleider am Leibe geblasen wurde. Dann ging es wieder weiter, bis wir am 21. April 1946, es war Ostersonntag, das Durchgangslager Mariental bei Helmstedt an der Zonengrenze erreichten. Wir kamen in einen riesigen Raum, der mit Stroh ausgelegt war. Endlich konnten wir uns wieder einmal lang hinlegen und unsere Glieder strecken. Als Ostermenü erhielten wir einen Wassereimer voll Kohlsuppe. Allerdings schauten mehr Augen in die Suppe hinein als heraus (Fettaugen). Unser kleiner Hartmut stand am Eimer und löffelte tüchtig mit. Nun bekamen wir weitere Informationen. Es hieß, dass ein Teil von uns in den Harz kommen sollte. Wir liefen schnell zur Anmeldung, kamen aber zu spät. Es wurden nur 160 Personen genommen. Wir anderen (1494 Personen) sollten nach Ostfriesland transportiert werden. Die Fahrt ging am 22.04 1946 in einem Personenzug vonstatten, der total überfüllt war und wir deshalb sehr gedrängt sitzen mussten. Als wir Hannover passierten, sahen wir diese Stadt in Schutt und Asche liegen. Gegen Mittag erreichten wir Aurich und das Lager Ellernfeld. Hier wurden zunächst alle kleinen Kinder eingesammelt und wieder einmal gebadet. Sie hatten das bitter nötig. Nun wurde der ganze Transport auf einzelne Ortschaften aufgeteilt. 20 Personen, unter denen auch unsere Familie war, erhielten Pogum als Zielort und wurden mit einem offenen Lastauto dorthin gefahren. Als wir durch Critzum fuhren, fiel uns dort der freistehende Glockenturm der Kirche auf. Diese Bauweise einer Kirche kannten wir in Schlesien nicht. Als wir in Pogum ankamen,

schaute wir über den Deich und fürchteten, dass hier wohl die Welt zu Ende wäre. Wir baten in einem Haus die Flasche für Hartmut zu wärmen. Milchpulver hatten wir unterwegs erhalten. Da sahen wir hier zum ersten Mal die Teekessel, welche direkt über dem Feuer standen. In Pogum konnten jedoch nicht alle untergebracht werden. So ging die Reise weiter nach Ditzum. Dort fand sich für unseren Nachbarn Max D. mit seinen Verwandten ein Zimmer. Er selbst ist allerdings im folgenden Winter gestorben. Er wollte wohl einfach nicht mehr leben. Nun ging es weiter nach Nendorp. Dort konnten nur drei Personen bei Bauer O. in einer "Butze" untergebracht werden. Es waren dies Frau H. mit ihrem Sohn W. und Frau H., die alle bei uns im Haus gewohnt hatten. Eine "Butze" ist ein Schrank mit Tür, der zum Teil in eine Wand eingebaut ist und in dem auf Regalbrettern geschlafen wurde. Jetzt blieben wir sechs noch übrig und wurden nach Hatzum gefahren. Es war schon finster und sehr spät als wir ankamen und man konnte mit uns nichts mehr anfangen. So kamen wir für die Nacht bei Herrn K. in die Scheune. Von den Strapazen der großen Reise waren wir so müde, dass wir in dieser Nacht ganz wunderbar geschlafen haben. Zum Frühstück erhielten wir von der Familie K. warme Milch und auch Milchsuppe, die uns wie Manna direkt vom Himmel köstlich gemundet hat.

Nun tagte ein Ausschuss, der drüber beriet, wo und wie wir untergebracht werden sollten. Schließlich konnte eine Lösung gefunden werden. Bei der Familie M. waren nur zwei Personen, Herr und Frau N. aus Ostpreußen, untergebracht. Diese wurden in die Villa von V. umquartiert und wir sechs Personen kamen nun bei der Familie M. unter. Nach 13-tägiger Reise hatten wir wieder ein erstes, bescheidenes Zuhause. Es war ein Zimmer mit kleinem Nebenraum. Der separate Eingang hierzu wurde mittels einer kleinen Zigeunerleiter (Hühnerleiter) durch ein Fenster angelegt, dass zuvor aufgebrochen werden musste. Der Raum war 4 Meter hoch, darüber der Getreideboden, darunter der Keller. Durch die Ritzen der Holzdecke fielen Getreidekäfer und wenn die Katzen oben pinkelten, tropfte es in unsere Betten. An Möbeln standen uns ein alter Kleiderschrank und zwei mit Stroh gefüllte Doppelbetten zur Verfügung. Von Frau Anna F. bekamen wir für Hartmut ein Kinderbett. So waren wir dankbar, dass wenigsten er sein eigenes Plätzchen hatte. Gekocht wurde auf einem kleinen Kanonen-Öfchen mit Torf und kleinen Holzstücken, die man irgendwo zusammensuchte. Im Juli fand uns mein Mann und kam aus Bayern zu uns. Die Familie war wieder komplett. In der folgenden Zeit flossen noch viel Schweiß und

Tränen. Schließlich aber fanden die Schlesier und Ostfriesen auch menschlich zueinander und wir konnten uns mit ihrer Hilfe, unserer Arbeitskraft, Sparsamkeit und Gottvertrauen aus dem tiefen Loch herausarbeiten, in das uns das Schicksal geworfen hatte. Es begann ein neuer Abschnitt in unserem Leben.

Erinnerungen von Frau Elfriede Großer geb. Hermann:

Was von Mai 1945 bis zu unserer Vertreibung 1946 alles geschah, will ich nicht im Einzelnen beschreiben. Es hieße alte Wunden aufreißen und Salz hinein streuen. Es sind Wunden, die nur mühsam vernarbt sind aber zuweilen aufbrechen und sehr schmerzen. Im April 1946 war es soweit. Unter anderen sollten die Bauern und Hausbesitzer das Dorf verlassen. Ich sollte mit beiden Kindern ebenfalls fort. Da Margot aber zur Zeit Scharlach hatte, durften wir nicht mit. Onkel und Tante gingen mit leichtem Gepäck, 20 Kg pro Person wurden erlaubt. Ich sehe sie noch heute gehen. Jeder einen Rucksack auf dem Rücken, eine Decke unter dem Arm und einen Eimer in einer Hand. Darin waren einige Töpfe und Nahrungsmittel. Tante I. blieb zu Hause. Die Polen brauchten sie für die Arbeit. Wir haben dann bange Tage und Nächte gehabt, bis endlich Post aus Ostfriesland kam, wo sie gelandet waren. Am 24.07. kam dann der Postbote mit einem Brief für mich. Ich schäme mich nicht, dass ich den Mann umarmt und gedrückt habe. Dort habe ich aus dem Bettchen genommen, Margot war ganz versteinert. Ich schrie immer wieder laut: "Die Kinder haben ihren Vater wieder, die Kinder haben ihren Vater wieder." In die Nachbarschaft bin ich gelaufen und gesagt dass Walter, mein Mann, geschrieben hat. Sie haben sich alle mit mir gefreut. Wie oft ich den Brief gelesen habe, kann ich nicht mehr sagen. Er schrieb: " Den Winter habe ich viel in der Stube zugebracht, denn auf einem Bein kann man nicht viel anfangen." Das war mir nicht so wichtig. Die Hauptsache war: Er lebte!

Am 22. oder 24.08.1946 mussten auch wir die Heimat verlassen. Tags zuvor, abends spät, kam der Pole aus der Mühle und brachte die Nachricht. Er sagte, ich solle doch mit den Kindern noch einmal zu seiner Frau kommen um Abschied zu nehmen. Der Pole bei G. sollte Tante I. nach Reichenbach fahren und ich konnte einen Sack mit Sachen auf den

Wagen werfen. Aber der wollte nicht fahren, weil er Tante I. als Arbeitskraft nicht verlieren wollte. Sie war ja tüchtig und wusste alles, wenn die Kühe kalben sollten, wie viel Furchen Kartoffeln gelegt waren und vieles mehr. Es war ein Hin und Her. Tante I. holte das Pferd aus dem Stall, der Pole führte es wieder hinein. Schließlich hatte sie es doch geschafft, nahm die Leine und es ging los. Wir hatten durch das Hin und Her schon viel Zeit verloren. Die anderen waren schon lange an der Sammelstelle. Nach Stunden ging es dann weiter zur Kreisstadt Reichenbach. Es muss Mittag gewesen sein, denn alle Glocken läuteten, als sich die Kolonne in Bewegung setzte. Herr Pastor H. hat jeder Familie die Hand gedrückt und allen noch einen Bibelspruch mit auf den Weg gegeben. Der Pole war sehr wütend und schlug das Pferd mit der Peitsche damit es schneller rannte, und ich musste mit den Kindern, Dorit im Kinderwagen, hinterherlaufen. Durch Langenbielau sind wir die 18 Kilometer nach Reichenbach zu Fuß gelaufen. Einigen Bekannten konnte man nur noch zuwinken, kaum noch ein Wort mit ihnen wechseln. Es war ein schöner, warmer Sommertag, als wir am späten Nachmittag oder Abend in Reichenbach ankamen und in eine Schule eingewiesen wurden. Diese war schon voller Menschen. Wir mussten deshalb im Freien übernachten. Zur Ruhe kam man sowieso nicht. Ein Transport ging noch in der Nacht los. Wir mussten noch warten, bis am nächsten Tag auch für uns die Stunde schlug. Wir mussten durch eine Sperre, rechts und links waren Tische und da wurde noch einmal alles durchsucht. Ein junges Mädchen aus unserem Dorf, das fürchterliches von den Russen erleiden musste, seit dem wohl den Verstand verloren hatte und ihrem Leben später selbst ein Ende setzte, schrie, als wenn man sie umbringen wollte. Da bekamen die Polen Angst oder Mitleid und ließen uns durch. Nun ging es zum Bahnhof. Dort standen die Vieh-Waggons schon bereit und wurden mit 36 Personen einschließlich Kinderwagen und Gepäck belegt. Oft hielt dann der Zug auf freier Strecke an. Es gab kein warmes Essen und auch nichts für das kleine Kind. Ich kann mir das heute gar nicht mehr vorstellen, wie wir das überstanden haben. Wenn der Zug mal hielt, und die Lokomotive fuhr weg, wohl zwecks Wasser- oder Kohlenaufnahme, richteten die alten Männer ein paar Steine und sammelten Holz um auf dem kleinen Feuer etwas zu kochen oder warm zu machen. Ein bisschen warmes Wasser bekam ich dann auch ab. Onkel W., Mutters Bruder aus Tannenberg war auch in unserem Wagen. Oft kam es vor, dass der Zug nur ein paar hundert Metern fuhr und dann wieder anhielt. So waren wir wohl acht Tage unterwegs. In Kohlfurt wurde Dorit vom Roten Kreuz gebadet. Sie bekam Durchfall und Erbrechen. Die

Milch, die sie hier bekam, war wohl zu fett, da sie tagelang nichts gegessen hatte. Ich hatte keine saubere Windel mehr. Da musste ich doch mal was auswaschen, als der Zug hielt. Im Bahnhof war eine Wasserpumpe und ich hatte einen kleinen Eimer mit. Da habe ich schnell etwas ausgespült. Da piff die Lok, und aus Angst die Abfahrt zu verpassen, rannte ich schnell zum Wagen, übersah einen Draht und fiel hin. Über dem Auge war eine Platzwunde und das Auge sofort zugeschwollen. Kein Arzt war in der Nähe. Man musste selbst sehen, wie man zurechtkam. Abends wurde aus einem kleinen Federbett und einer Decke ein Nachtlager bereitet. Da es ja im Waggon sehr eng war, blieben Zank und Streit nicht aus. Die Waggontüren wurden von innen mit Stricken und Ketten zugebunden. Wir hatten Angst, dass uns die Polen noch unsere letzte Habe nehmen würden. Endlich waren wir wohl am Ziel. Es war schon dunkel. Wir kamen in eine Fabrik. Es waren alles große Räume und die Betten waren übereinander. Am gleichen Abend mussten wir zum Arzt. Dorit war todkrank und ich mit meinem geschwellenem Auge, wir hatten es nötig. Dorit hatte Beulen am ganzen Körper. Die wurden vom Arzt aufgeschnitten und es kam hässliche, braune Flüssigkeit heraus. Sie schrie jedes Mal, wenn ich mit ihr die Treppe zum Arzt hinaufging. Sie hat bestimmt große Schmerzen gehabt. In diesem Lager sind wir wohl 2 oder 3 Wochen geblieben. Unser Mittagessen bestand immer nur aus Krautsuppe. Wie wollte man auch sonst all die Menschen satt bekommen. Wir durften nicht auf die Straße. Vor dem Tor standen Männer und passten auf. Eines Tages wurden wir auf Lastwagen verladen und es ging nach Zwönitz-Aue. Dort kamen wir in einen großen Saal in einem Gasthof, von dort in eine Baracke außerhalb des Dorfes. Dann bekamen wir ein Zimmer mit 4 oder 5 Fenstern. Ob wir anfangs schon eine Schlafgelegenheit hatten, weiß ich nicht mehr. Dorit hatte es gut, sie schlief immer im Kinderwagen. In diesem Zimmer waren Tante I., L. und ich mit den beiden Kindern. Nichts zu essen und nichts zu heizen war vorhanden. Von einem benachbarten Feld haben wir uns ein paar Kartoffeln gestohlen. Von den Bäumen schnitten wir uns kleine Zweige ab, der Wald war wir leer gefegt.

Kaum fingen die Kartoffeln an zu kochen, war das Holz zu Ende und das Feuer ging aus. Kurz entschlossen haben wir die Einkaufstasche zerrissen und verbrannt. Da haben wir erst einmal gemerkt wie gut Pellkartoffeln mit Salz schmeckten. Unten im Haus war eine Bäckerei, die haben uns keinen Krümel gegeben, weil wir noch keine Marken hatten, die wir dann aber bekamen. So haben wir von Mitte September bis zum November in dieser

Kleinstadt kampiert. Eines Tages kam Kurt, Tante I's. Neffe zu Besuch und fragte mich im Gespräch, ob ich nicht einmal in den Westen fahren wolle um zu sehen, wie es Walter, meinem Mann ginge, der ja noch in Flensburg war. Kurz entschlossen sagte ich zu. Diese abenteuerliche Reise und die Zeit, bis wir wieder als komplette Familie im Westen in einer Wohnung zusammenleben konnten, ist ein Kapitel für sich, das hier den Rahmen sprengen würde. Nach und nach konnten wir uns aber wieder einrichten und sind dankbar, dass der liebe Gott uns immer wieder geholfen hat, die schweren Zeiten zu überstehen.

PS.: Nach Berichten weiterer Beteiligten herrscht über das genaue Datum des Abmarsches aus Weigelsdorf für diesen Transport Unsicherheit. Als wahrscheinlich schält sich heraus, dass am 19.08. abends der Ausweisungsbefehl kam, der Abmarsch nach Reichenbach am 20.08. und die Abfahrt von dort am 21.08.1946 erfolgte. Unsicherheit herrscht ebenfalls über die Fahrtroute, die der Transport nahm. Kohlfurt, Forst, Torgau, Chemnitz, Zwickau und Marienberg werden genannt. Unterwegs kam es zu zwei besonderen Ereignissen. In Kohlfurt oder Forst wurde der blinden Frau Hedwig K. aus dem Oberdorf von drei Polen ihr ausgebildeter Blinden-Führhund entrissen. Bei diesem oder einem anderen Halt konnten Herr S. und Herr B. den wieder anfahrenen Zug nicht mehr erreichen und blieben seitdem vermisst. Leider waren bisher keine amtliche Dokumente über die Ankunft des Transportes im Erzgebirge zu erhalten. E.B.

Erinnerungen von Frau Erna Weiland geb. Schmidt:

Die Menschen des dritten Transportes, der unser Weigelsdorf verlassen musste, erfuhr am Abend des 21. August 1946 durch einen polnischen Milizionär, dass der Abmarsch nach Reichenbach, unserer Kreisstadt, für den folgenden Morgen, den 22. August festgelegt sei. Angst und Aufregungen waren wir seit dem Einzug der Russen und der Regierungsübernahme durch die Polen ja schon gewohnt. Als ich einmal abends von der Arbeit aus Langenbielau kam und von weitem eine Gruppe betrunkenen Männer hörte, welche die Straße herauf kamen, suchte ich aus Angst Zuflucht an dem Eisengitter der Gruft unter der Schlosskapelle, in welcher die Sarkophage der verstorbenen Schlossherren standen. Erst nachdem diese Leute vorbei waren, wagte ich mich nach Hause. Aber nun spitzten sich die Empfindungen noch mehr zu. Wir packten in Eile von dem was wir noch

hatten, uns die Polen nicht schon abgenommen hatten, das, was uns wichtig erschien zusammen und packten damit einen kleinen Handwagen. Obenauf kam ein fest zusammengeschnürtes Federbett und eine Wolldecke. Beides sollte uns in der kommenden Woche noch gute Dienste leisten.

Am 22.08 1046 setzte sich in den Morgenstunden der Trauerzug - so kann ich ihn nur bezeichnen - in Bewegung. Es gab wohl keinen unter uns, der nicht geweint hätte. Immer wieder gingen unsere Blicke zurück ins Dorf. Jedoch ließ man uns nicht viel Zeit für diese Rückschau. In unserem Zug waren einige Pferdegespanne für die Alten und Kranken, die den Marsch nach Reichenbach zu Fuß sicher nicht geschafft hätten. Wem diese Fuhrwerke gehörten, weiß ich nicht mehr. Der Himmel hatte ein Einsehen mit uns, denn es war ein freundlicher Sommertag, als wir in die Fremde ziehen mussten. In Reichenbach ankommend mussten wir uns auf einer Grünfläche lagern, die ganz in der Nähe des Lyzeums gelegen war. Die Wiese war eingezäunt. Auch die Nacht zum 23.08.1946, die schon recht kühl war, verbrachten wir dort. Am Morgen des 23.08.1946, es war der Geburtstag meiner Mutter, ging es dann zum Bahnhof. Zunächst wurden wir durch eine Lagerhalle geleitet, wo unser Gepäck auf Wertsachen und anderes durchsucht wurde. Was den Kontrolleuren gefiel, nahmen sie uns weg. Von dem, was wir mühsam nach Reichenbach transportiert hatten, blieb für uns nicht mehr viel übrig. Am Bahnhof standen schon die Vieh- und Güterwaggons bereit, in die wir zu je ca. 30 Personen steigen mussten. Drinnen richteten wir uns ein, so gut es eben ging. Jeder saß, mit banger Vorahnung erfüllt, auf seinem Ränzel. Bevor der Zug abfuhr, wurde die Schiebetür von außen verriegelt. Durch Ritzen und Löcher in den Bretterwänden konnten wir nach draußen sehen, wussten aber nicht, wo wir uns befanden. Leider begann es während der langen Fahrt auch öfters an zu regnen, und da das Waggondach nicht dicht war, wurden unsere letzten Habseligkeiten auch noch durchnässt. Ab und zu hielt der Zug und wir rannten schnell hinaus um draußen Wasser zu holen und die Notdurft zu verrichten. Für die älteren Menschen unter uns, die nicht mehr aus- und einsteigen konnten, war dies besonders beschwerlich und unangenehm. An den Waggons gab es ja keine Aus- und Einsteigestufen. In Kohlfurt, ca. 20 km nordöstlich von Görlitz, wurden wir mit Desinfektionspulver unter der Bekleidung eingestäubt, was uns die Kleidung sehr verklebte. Waschen konnten oder durften wir uns nicht. Dafür sollte noch eine längere Zeit

vergehen. Nach einer Woche hielten wir in Warburg am Rande des Eggegebirges. Hier bekamen wir Butterbrote und Kaffee und erfuhren, dass wir nach Westfalen kommen sollten. So gelangten wir am nächsten Tag nach Versmold in Westfalen und wurden dort in einer Turnhalle, die mit Stroh ausgelegt war untergebracht. Hier kampierten wir mit Verpflegung aus einer Gemeinschaftsküche, bis uns eine Zivilunterkunft zugewiesen werden konnte. Dies war nicht ganz einfach, denn mit offenen Armen wurden wir nicht gerade aufgenommen. Die westfälische Bevölkerung wusste ja auch nicht, was für Menschen man in ihr Land gekarrt hatte. Nach und nach aber fanden wir Vertrauen und Hilfe, konnten wir uns etablieren und einrichten. Ein bescheidenes Leben waren wir ja von Hause aus gewohnt. Jede Arbeit wurde angenommen und das notwendigste wieder angeschafft. Rückblickend kann man nur Gott dafür danken, dass man gesund an Leib und Seele aus dem Chaos herauskommen durfte.

Diese vorliegenden Berichte wurden mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Herrn Ulf Pormann, früher Weigelsdorf.